

die Stimmen einzelner Bischöfe und (in den USA) sogar großer Bischofskonferenzen“ (Christen heute, 1996, S. 35).

Auch auf Rückwirkungen der innerkatholischen Diskussion um das Apostolische Schreiben „*Ordinatio sacerdotalis*“ (vgl. HK, Juli 1994, 355 ff.) bzw. der zusätzlichen Erklärung der vatikanischen Glaubenskongregation zum selben Thema (vgl. HK, Dezember 1995, 680; Januar 1996, 4) ging Bischof Vobbe ein. Die jüngsten „Unfehlbarkeits-Äußerungen“ aus der Glaubenskongregation hätten „eher das Gegenteil ihrer eigenen Absicht bewirkt: Sie belegen für viele Alt-Katholiken, aber auch für viele engagierte Ökumeniker aus anderen Kirchen, daß hier – wie 1870 grundgelegt – theologische Argumente und geistliche Bewegungen durch jurisdiktionelle Maßnahmen gebremst werden sollen. Dies aber gibt dem Wunsch nach baldiger praktischer Umsetzung der Priesterweihe von Frauen (nicht nur in den alt-katholischen Kirchen) eher noch einen Schub nach vorn“.

Die nun vorgenommene Priesterweihe von Frauen ist nach katholischer Auffassung (Can. 1024) ungültig. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß altkatholische Bischöfe in der apostolischen Sukzession stehen. Das Interesse an der Weihenhandlung war innerhalb der katholischen Kirche nicht gering, auch wenn die katholische Kirche nicht offiziell in Konstanz vertreten war – weder durch Frauen, die in herausgehobenen kirchenamtlichen Funktionen tätig sind, noch durch örtlich Verantwortliche. Neben Einzelpersonen, Klerikern und Laien sowie am Thema Frauenordination interessierten Gruppierungen („Maria von Magdala“, „Wir sind

Kirche“ u. a.) waren von katholischer Seite vor allem die Frauenverbände anwesend.

Neben der Hamburger Bischöfin *Maria Jepsen*, der anglikanischen Priesterin *Julia Butterworth* und einer Vertreterin der niederländischen Altkatholiken äußerte sich innerhalb der Liturgie die katholische Theologin *Brigitte Vielhaus* als Vertreterin der Ökumenischen Dekade-Gruppen bzw. der Katholischen Frauengemeinschaft Deutschlands (KFD). In ihrer Erklärung vom Juni 1994 zum Apostolischen Schreiben „*Ordinatio sacerdotalis*“ hatte die KFD nicht nur bekräftigt, daß die Diskussion um das Priesteramt von Frauen weitergehen solle. Es wurde auch darauf verwiesen, daß man „die christlichen Kirchen (achtet und schätzt), die sich für die Ordination von Frauen entschieden haben, weil sie darin einen evangeliumsgemäßen Auftrag sehen“. Die KFD sieht sich demnach „besonders den Frauen verbunden, die mit Mut und Kraft als Amtsträgerinnen in und mit den Gemeinden arbeiten“.

Die Zahl der Kirchen, die die Frauenordination zulassen und praktizieren, hat sich mit dem Pfingstmontag um eine weitere erhöht. „Die Beweislast kehrt sich allmählich um: Kirchen, die Frauen nicht zur Ordination zulassen wollen, geraten unter Rechtfertigungszwang“ (*Anne Jensen*, Frauenordination und ökumenischer Dialog, in: *Walter Groß* [Hg.], Frauenordination. Stand der Diskussion in der katholischen Kirche. München 1996, 100–105; hier: 101). Was nicht ausschließt, daß die Entwicklung je nach der regionalen Lage, der konfessionellen Tradition und dem betroffenen soziokulturellen Milieu auch in Zukunft unterschiedlich, oder sei es nur unterschiedlich schnell, voranschreitet. *Klaus Nientiedt*

# Zwischen Glaube und Politik

## Die orthodoxe Kirche in Georgien

*Für die Georgier ist die orthodoxe Kirche seit jeher ein wichtiger Pfeiler ihrer nationalen und kulturellen Identität. Nach der Eingliederung des kaukasischen Königreichs in das zaristische Rußland verlor die georgische Kirche ihre Autokephalie und stand unter Russifizierungsdruck; in der kommunistischen Zeit war auch sie Leidtragende der sowjetischen Religionspolitik. Im jetzt wieder unabhängigen Georgien muß die orthodoxe Kirche ihre Position neu bestimmen.*

In der Residenz des georgischen Patriarchen in Tiflis ist es düster und kalt. Die Nonnen und Priester müssen ihre Aufgaben im Lichtkegel weniger Kerzen verrichten, Schatten begegnen einander in den Fluren des Gebäudes. Die Erinnerung an längst vergangene Epochen flackert auf. Plötzlich jedoch wird es taghell. Das Stadtviertel, in dem die Residenz liegt, ist wieder an die Zivilisation angeschlossen und erhält für zwei Stunden Strom. Eine privilegierte Energieversorgung lehnt die Kirche ab, da *Ilija II.*, Patriarch-Katholikos

von ganz Georgien, unter den gleichen Bedingungen leben und arbeiten will wie seine Gemeinde. Mit dieser Haltung stellt er sich bewußt in die Tradition seiner Kirche, die immer volksnah sein wollte.

Georgien gehört zu den ältesten christlichen Staaten der Welt. Der Überlieferung nach soll Nino, eine aus Kappadokien stammende Christin, König Mirian bekehrt haben: Daraufhin erhob der König im Jahr 337 das Christentum zur Staatsreligion. Um den neuen Glauben auch in der Bevöl-

kerung zu verbreiten, bat Mirian Kaiser Konstantin I. von Byzanz um die Entsendung von Missionaren. Da die Christianisierung Georgiens aber nicht nur unter byzantinischem, sondern auch unter antiochenischem Einfluß erfolgte, waren die geistlichen und weltlichen Fürsten des Landes bestrebt, ein eigenständiges religiöses Zentrum zu etablieren. Unter der Herrschaft von König Wachtang I. Gorgassali erlangte die georgische Kirche 468 die Autokephalie vom Patriarchat in Antiochien. Gleichzeitig erhob der König den höchsten georgischen Kirchenfürsten zum Katholikos-Erzbischof. Hingegen konnte der Patriarch von Konstantinopel erst im 11. Jahrhundert dazu bewegt werden, die Autokephalie der georgisch-orthodoxen Kirche anzuerkennen.

Obwohl Georgien im Verlauf der Jahrhunderte unter den Einfluß arabischer, persischer und osmanischer Herrscher gelangte, konnte das Land bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts seine Unabhängigkeit bewahren. Nachdem Rußland jedoch Georgien 1801 besetzt und schließlich seinem Herrschaftsgebiet einverleibt hatte, verlor auch die georgische Kirche zehn Jahre später ihre Autokephalie: Im September 1810 ordnete Zar Alexander I. an, die georgisch-orthodoxe Kirche der Heiligen Synode der russisch-orthodoxen Kirche zu unterstellen. Daraufhin wurde Katholikos Antonij II. ins Exil nach Rußland verschleppt, das georgische Katholikatum abgeschafft und durch ein Exarchat der Heiligen Synode der russischen Kirche ersetzt. Von einer „freiwilligen Vereinigung der georgischen mit der russisch-orthodoxen Kirche“, wie es heute noch russische Kirchenhistoriker glauben machen wollen, konnte keine Rede sein.

Die Georgier wollten sich jedoch mit dem Verlust der Autokephalie ihrer Kirche nicht abfinden. So wurde während der Gottesdienste für den Exarchen und die Heilige Synode der russisch-orthodoxen Kirche nur dann gebetet, wenn Russen zugegen waren. Damit nicht genug: Die heutige Forschung zeigt, daß die Aufstände der Georgier im Verlauf des 19. Jahrhunderts auch eine Reaktion auf den Verlust ihrer eigenständigen Kirche waren, zumal das zaristische Imperium die vor allem im Klerus zahlreich vorhandenen Gegner dieser Zwangsvereinigung streng verfolgte. „Um zu verhindern, daß die Gefangenen wiedererkannt werden, mußten wir ihre Köpfe unter Säcken verbergen. Wenn es notwendig wird, werden sie getötet und ihre Leichen im Fluß versenkt“, berichtete 1820 ein russischer Oberst dem Gouverneur nach Tiflis. Bei diesen Gefangenen handelte es sich nicht um Schwerverbrecher, sondern um zwei Metropoliten der georgischen Kirche, deren Ermordung nur im geheimen erfolgen durfte, um Unruhen zu verhindern. Gleichzeitig galt es, die russischen Soldaten vor möglichen Gewissens- und Gehorsamskonflikten zu bewahren, die sich aus dem Wissen um die Verstrickung ihrer Kirche in Mord und Totschlag ergeben könnten.

Im Rahmen der eingeleiteten rigorosen Russifizierungspolitik durften die Gottesdienste nur noch auf kirchenslawisch, also nicht mehr auf georgisch, gehalten werden. Außerdem

wurden die alten georgischen Fresken in den Kirchen überfüncht, und Russen ersetzten die einheimischen Priester. Auf diese Weise wurden die Georgier ihrer Kirche und deren Vertretern zunehmend entfremdet. Ihre Proteste wehrten die russischen Exarchen als „schwachsinnig und borniert“ ab. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts würdigte schließlich als erster der russische Exarch Platon die „tragische Rolle“ der georgischen Kirche, die sich Rußland nicht unterworfen habe. Nachdem die russische Revolution von 1905 Zar Nikolaus II. eine tolerantere Innenpolitik aufgenötigt hatte, erkannten die verbliebenen georgischen Bischöfe ihre Chance: Sie erbaten vom Zaren die Wiederherstellung der Autokephalie der georgischen Kirche. Außerdem sollte die Liturgie wieder in georgischer Sprache gefeiert werden dürfen. Diesen Anliegen widersetzte sich jedoch der Heilige Synod mit aller Macht. Einige russische Bischöfe scheuten nicht davor zurück, die Hinrichtung ihrer georgischen Amtskollegen zu fordern. Der Wunsch nach einer unabhängigen Kirche wurde als „verrückte Idee der georgischen Intellektuellen“ abgetan.

#### Von der Zaren- zur Sowjetherrschaft

Vor diesem Hintergrund überrascht es nicht weiter, daß die georgischen Bischöfe die Februarrevolution von 1917 als providentielles Ereignis werteten, das es ihnen ermöglichen würde, die Autokephalie ihrer Kirche wiederherzustellen. Am 12. März 1917 war es so weit: In der Mzchet-Kathedrale der Zwölf Apostel proklamierten Klerus und Volk die Unabhängigkeit ihrer Kirche und gründeten das georgische Patriarchat-Katholikatum neu. Daraufhin drohte der Exarch den Georgiern offen mit Krieg. Darüber hinaus wagte es keine orthodoxe Schwesterkirche, die georgische Autokephalie anzuerkennen. Der Bürgerkrieg in Rußland und die Macht ergreifung der Bolschewiki stellten die russisch-orthodoxe Kirche jedoch vor Herausforderungen, die sie zunächst von den Ereignissen in Georgien ablenkte.

Nach einer kurzen Unabhängigkeit zwischen 1918 und 1921 wurde die Republik Georgien von Sowjetrußland besetzt. Klerus und Laien sahen sich unvermittelt einer *breiten Verfolgungswelle* mit Massenerschießungen und Deportationen in den Gulag ausgesetzt. Erneut brachte erst eine dramatische Krisensituation die Georgier einer eigenständigen Kirche näher: Während des Zweiten Weltkrieges benutzte *Stalin* die Kirche, um die sowjetische Gesellschaft zu konsolidieren und zu einigen. Außerdem mußte das russische Patriarchat als einzige orthodoxe Kirche auf Druck des Diktators 1943 die autokephale georgische Kirche anerkennen. Aber erst nach Stalins Tod und während der kurzen Tauwetterperiode unter Chruschtschow erfuhren die christlichen Riten eine Wiederbelebung. An der Universität in Tiflis und an den Hochschulen des Landes wurde die positive Rolle der Kirche als Träger und Bewahrer der nationalen Identität des georgischen Volkes ausdrücklich gewürdigt.

Die Studenten gingen noch einen Schritt weiter und begründeten eine neue Tradition: Während der Sommermonate wanderten sie in die Berge und suchten alte Klöster und Kirchen auf. Ohne eine religiöse Unterweisung erhalten zu haben, ließen sie sich taufen und entzündeten regelmäßig Kerzen in den Kirchen: Eine erste vorsichtige Hinwendung zum christlichen Glauben, aber vor allem zu den nationalen Wurzeln. Dem Klerus hingegen, der in der Bevölkerung kaum respektiert wurde, mißtrauten die Menschen. Sie warfen den Priestern ihre Feigheit und Korruptierbarkeit vor, insbesondere ihre geheimen Verbindungen zu den staatlichen Stellen.

## Konflikte nach der Unabhängigkeitserklärung

Die 1977 erfolgte Wahl des Erzbischofs von Suchumi und Abchasien, Ilia II. (*Iraklij Schiolaschwili*, geb. 1933), zum Patriarch-Katholikos von ganz Georgien bedeutete den größten Einschnitt in der jüngeren georgischen Kirchengeschichte. Ilia II. eilte der Ruf voraus, nicht korrupt zu sein und den mönchischen Idealen nachzueifern. Deshalb konnte die Kirche als unmittelbare Folge der Wahl einen Prestigegewinn verzeichnen. Der Patriarch nutzte jede Gelegenheit, um aus seiner isolierten Position als Kirchenvertreter ausbrechen und Kontakte zu den Menschen zu knüpfen. Vor allem seine Beziehungen zu den georgischen Intellektuellen waren ihm wichtig. Gegen Widerstände aus einer orthodoxen Umgebung suchte Ilia II. eine Annäherung an die Ökumene zu erreichen. Obwohl seine Aktivitäten unter der Oberaufsicht des Staates stattfanden, gelang es ihm, der Kirche ihre Nischenposition in der sozialistischen Gesellschaft zu bewahren.

Nicht zuletzt wegen der Bedeutung der Kirche für die nationale Identität nahm sich die georgische Nationalbewegung zuerst eines kirchlichen Themas an: Studenten protestierten im Herbst 1988 für den Erhalt des Klosters Dawid Garetscha, das auf dem Gelände eines Truppenübungsplatzes zerstört zu werden drohte. Ungeachtet dieser vorsichtigen Annäherung an die Nationalbewegung beharrte Ilia II. auf der strikten Trennung von Kirche und Politik. Er wollte sich nicht von den Führern der Nationalbewegung, insbesondere von *Swiad Gamsachurdia*, instrumentalisieren lassen. Allerdings waren nicht alle georgischen Kirchenvertreter einer Meinung mit dem Patriarchen, denn Gamsachurdia konnte selbst Bischöfe zu seinen aktivsten Anhängern zählen. Der sich abzeichnende Konflikt innerhalb des Klerus verschärfte sich nach der *Unabhängigkeitserklärung* Georgiens vom März 1991. Denn die ersten freien Präsidentschaftswahlen in der Geschichte des Landes konnte Swiad Gamsachurdia zwei Monate später für sich entscheiden. Gleichwohl kostete ihn sein diktatorischer Regierungsstil – er mißachtete die Menschenrechte und diskriminierte die Minderheiten – viele Sympathien.

Da sich Ilia II. weiterhin weigerte, Gamsachurdias Politik zu

unterstützen, spitzte sich der Streit zwischen Staat und Kirche zu. Eine schmutzige Kampagne begann, denn die Parteigänger des Präsidenten denunzierten Ilia II. und andere Kirchenvertreter als KGB-Agenten. Als Beweise legten sie angeblich authentische Dokumente vor, die jedoch einer eingehenden Überprüfung nicht standhielten. Schließlich erwies sich die gezielte Diskreditierung des Patriarchen als Bumerang, da nicht Ilia II., sondern Gamsachurdia Prestige einbüßte. Aber auch die anderen gegen Ilia II. erhobenen Monita schaden dem Patriarchen nicht: Angeblich hatte er den orthodoxen Glauben verraten, als er einem katholisch getauften Kind die Sterbesakramente spendete oder als er einen deutschen Soldatenfriedhof weihte. Gleichwohl ließ erst der messianische Anspruch des Präsidenten den Konflikt eskalieren. Seine Anhänger bezeichneten Gamsachurdia als den „wahren Patriarchen und Heiligen“, wohingegen sie Ilia II. nur mit seinem Familiennamen, also mit „Herr Schiolaschwili“, anredeten.

Es war ein offenes Geheimnis, daß der Präsident unter dem Deckmantel der proklamierten engen und freundschaftlichen Zusammenarbeit zwischen weltlicher und geistlicher Macht de facto die Oberhoheit über die georgische Kirche anstrebte. Als Anthroposoph und erklärter Esoteriker wollte Gamsachurdia Georgien in einen „anthroposophischen Staat“ verwandeln und damit seiner wahren Mission als „geistigen Lehrer der Menschheit und Hauptüberbringer der Spiritualität“ zuführen. Damit nicht genug. Der Präsident verwies auf den Schutzpatron Georgiens, den Heiligen Georg, um seine These vom „militanten georgischen Christentum“ zu untermauern. Im Gegensatz zu diesem kämpferischen Sendungsbewußtsein betonte Patriarch Ilia II. die christliche Nächstenliebe und die Notwendigkeit eines friedlichen Zusammenlebens der Völker. Nach dem Ausbruch der Feindseligkeiten gegen Osseten und Abchasen hatte er als einziger den Mut, sie offen „Brüder“ zu nennen.

Durch diese tolerante Einstellung gegenüber den in Georgien beheimateten nationalen Minderheiten – Osseten, Abchasen, außerdem Armenier, Aserbaidzhaner und Russen – wurde der Kirchenmann unbeabsichtigt zum beachteten Kritiker der Regierung, während der „Faschist und Antichrist“ Gamsachurdia weiter an Sympathien verlor. Sein Motto: „Georgien den Georgiern!“ erwies sich in diesem Vielvölkerstaat zunehmend als Leerformel. Als die Beziehungen zwischen Regierung und Opposition einen kritischen Punkt erreicht hatten, versuchte Ilia II. als Vermittler die Situation zu entschärfen. Diese Bemühungen endeten jedoch erfolglos. Daraufhin fand im Januar 1992 ein Militärputsch gegen den Präsidenten statt, der rückblickend als „Revolution“ ausgegeben wird.

In seinen Predigten begrüßte Ilia II. die Befreiung Georgiens „aus den Händen des Bösen“ und forderte Regierungsanhänger wie Oppositionelle auf, ihre Taten zu bereuen. Die Kirche sah ihre Aufgabe nun vor allem darin, den Menschen durch die Vermittlung des wahren orthodoxen Glaubens in ihrer seelischen Not beizustehen. Um von der tiefen Kluft in

der georgischen Gesellschaft abzulenken, wiederholte Ilia II. in seiner Weihnachtspredigt 1995 Stereotypen der sowjetischen Propaganda und beschwor das alte Feindbild, „den Westen“, herauf. Das religiöse Oberhaupt der Georgier warnte ausdrücklich „vor dem materiell reichen, aber seelisch verarmten Westen“, der sich dem Hedonismus verschrieben habe. Im Westen sei leider „alles erlaubt und nackte Gewalt beherrscht alle Lebensbereiche, obwohl es dort auch viel Gutes gibt, das uns aber fremd ist“.

Gleichzeitig forderte der Patriarch die neue Regierung unter Präsident *Schewardnadse* auf, die Kirche im Kampf gegen die ausländischen „Pseudolehren“ zu unterstützen. Konkret sollten die staatlichen Stellen die Medien kontrollieren und die Beiträge der Sekten zensieren. Neben der Regierung forderte Ilia II. auch die Intelligenzija auf, der Kirche beizustehen. „Die Sekten nutzen die schwere ökonomische Krise Georgiens aus, um unser Volk zu zerstören. Sie verteilen die Hilfsgüter nur als Gegenleistung für die Seelen der Menschen“, beklagte Patriarch Ilia II. in einem Interview mit dem Autor. „Man wirft uns vor, daß wir nicht aktiv genug sind, aber wir können nur das Wort Gottes verkünden.“

Tatsächlich erhält die Kirche vom Staat keine finanzielle Unterstützung, und Kirchensteuer wird in Georgien nicht erhoben. Gleichzeitig stoßen die Bestrebungen des Patriarchats, kleine landwirtschaftliche Betriebe bei den Klöstern anzusiedeln, auf den Widerstand der örtlichen Funktionäre. Auch sind die neuen Reichen nicht bereit, die Kirchen mit ihren Spenden zu unterstützen. Die Folge ist, daß es beispielsweise keine kircheneigene Druckerei gibt, um die Bibel und eine Kirchenzeitung auf georgischer Sprache herauszugeben. Die Kosten einer staatlichen Druckerei können nicht aufgebracht werden. Obwohl sich die Kirche in einer schweren Finanzkrise befindet, engagiert sie sich verstärkt im sozialen Bereich: Da der georgische Staat den Unterhalt der Waisenhäuser nicht mehr bestreiten konnte, hat sich die Kirche vor allem dieser Kinder angenommen.

---

## Die Kirche will ihre Chance wahrnehmen

---

Zu den wichtigsten aktuellen Aufgaben der Kirche zählt Ilia II. die erneute „Bekehrung des Volkes zum Glauben und die Wiederbelebung der christlichen Traditionen“. Zumindest ideelle Unterstützung für seine Bemühungen findet der Patriarch bei der amtierenden Regierung, die an einem guten Einvernehmen mit dem religiösen Oberhaupt der Georgier interessiert ist. Daß sich Eduard Schewardnadse über die Bedeutung der Kirche in einem freien Georgien im klaren war, hatte er bereits nach seiner Rückkehr aus Moskau gezeigt: Sein erster offizieller Antrittsbesuch galt dem Patriarchen. In seinen Memoiren berichtet der ehemalige sowjetische Außenminister, daß lange Jahre der Kommunismus seine Religion gewesen sei. Inzwischen ließ er sich von

Ilia II. taufen und erhielt den Taufnamen „Georg“, der den Sieg der guten Kräfte über das Böse symbolisieren soll. Aber auch der Patriarch verheimlicht seine Sympathien für den Präsidenten nicht und erzählt stolz, daß er bei den Präsidentschaftswahlen vom November 1995 Schewardnadse seine Stimme gegeben hat.

Dieser wiederum bestätigt die Existenz von „Sonderbeziehungen“ zum Patriarchat. So nimmt Ilia II. an allen wichtigen Staatsakten teil und segnet die Anwesenden und ihr Handeln – der Versuch einer religiösen Autorisierung und Überhöhung Schewardnadses? Es fehlt jedenfalls nicht an Kritikern, die Ilia II. sein aktives Interesse am politischen Geschäft vorwerfen, zumal er vorher stets auf eine strikte Trennung von Politik und Kirche geachtet hatte. Auch daß er sich nicht scheute, den russischen Verteidigungsminister *Pawel Gratschow* zu empfangen, wurde als ungebührliche Unterstützung der Außenpolitik des Präsidenten scharf verurteilt. Dabei hatte sich Gratschow erst im März 1995 in der georgischen Kirche Ananuli taufen lassen.

„Die Kirche soll außerhalb und über der Politik stehen“, meint der Patriarch auch heute noch. „Aber wir können uns nicht von den Themen und Problemen fernhalten, die das Volk beunruhigen. Wir sind Bürger unseres Staates. Gleichwohl müssen wir uns als Priester eine gewisse Distanz zur Politik bewahren.“ Der Patriarch hat gelernt, daß in postsozialistischer Zeit neue Spielregeln gelten und daraus seine Konsequenzen gezogen. So untersagte die Heilige Synode der georgisch-orthodoxen Kirche ihren Priestern, einer politischen Organisation oder Partei beizutreten. Darüber hinaus wurden alle diejenigen Priester wieder in den Laienstand versetzt, die Gamsachurdia aktiv unterstützt und Schewardnadse anathematisiert hatten. Totenmessen für den Ex-Präsidenten durften nicht gelesen werden. Im Unterschied zu anderen orthodoxen Kirchen will die georgische kein Träger irgendeiner staatlichen Ideologie sein.

Freilich mußte die georgische Kirche nicht nur ihre Stellung in der Gesellschaft neu definieren. Ilia II. wird auch zunehmend mit der Frage konfrontiert, welchen Platz das georgische Patriarchat im Reigen der orthodoxen Kirchen einnehmen will. Offensichtlich ist, daß sich die Georgier dem Einfluß des Moskauer Patriarchats nicht völlig entziehen können. In der georgischen Heiligen Synode hat sich bereits ein prorussischer Kreis etabliert, der mit einer ökumenischen Kooperation nicht einverstanden ist. Der Einfluß dieses Kreises wächst, da auch die gemäßigeren Gruppierungen die Konkurrenz anderer Kirchen fürchten, zumal die orthodoxen Priester mit großer Sorge die Hinwendung der Gläubigen zu anderen Konfessionen registrieren. Verstärkt wird diese Absetzbewegung durch die fehlende Erfahrung der Ortspriester im Umgang mit den sich neu bildenden Gemeinden. Ihre Rolle und Funktion in einer freien Gesellschaft müssen sie erst finden, denn die Menschen erwarten von der Kirche heute mehr als den Vollzug ritueller Handlungen.

Überdies erschwert die *mangelhafte theologische Ausbildung*

der Priester ihre Umorientierung, da sie jetzt erst eilig in geistlichen Akademien und Priesterseminaren nachgeschult werden können. Wie niedrig das Niveau der Priesterausbildung ist, zeigt sich, wenn man die Anfälligkeit von Geistlichen für Legenden und ihre unkritische Sehnsucht nach neuen „Heiligen“ betrachtet: Einige Priester leben in der Erwartung der baldigen Rückkehr ihres Messias Swiad Gamsachurdia, andere verehren Stalin als einen tiefgläubigen Christen. Vor allem die jungen Stalinisten im Priesterrock predigen, daß der sowjetische Diktator heimlich vor den Ikonen Kerzen entzündet habe und regelmäßig von den Propheten besucht worden sei.

Ungeachtet solcher Skurrilitäten suchen die Menschen bei der Kirche und ihren Vertretern Schutz vor den Umbrüchen der Zeit. Sie erhoffen von der Religion einen festen Halt gegen die Unsicherheiten und Gefahren, denen sie unvorbereitet ausgesetzt wurden. Wenn auch die Beziehungen der Menschen zur Kirche vielfach noch oberflächlich sind, will diese dennoch ihre Chance wahrnehmen und mehr sein als eine museale Institution. Ilia II. meint hierzu: „Wir wollen kein Symbol, kein Götzenbild sein, sondern wir wollen bescheiden und ruhig unserer Aufgabe nachkommen und die Gesellschaft zu ihren christlichen Wurzeln zurückbegleiten.“

*Aschot Manutscharjan*

# Ein Leben in Gegensätzen

## Kardinal Suenens und die Kirche des 20. Jahrhunderts

*Kardinal Leo Jozef Suenens, früherer Erzbischof von Mechelen-Brüssel, der am 6. Mai verstarb, war eine der prägenden Gestalten des Zweiten Vatikanums und später engagierter Promotor der charismatischen Erneuerung in der katholischen Kirche. Unser belgischer Kollege Jan Grootaers, jahrzehntelanger Beobachter des Weges von Suenens, macht in seiner Würdigung des Kardinals vor allem auf die Gegensätzlichkeit eines ausgefüllten Lebenswerks aufmerksam.*

Der Tod von Kardinal *Leo Jozef Suenens* (1904–1996), dem früheren Erzbischof von Mechelen-Brüssel und letztem noch lebenden der vier Moderatoren des Zweiten Vatikanums, hat ein unerwartetes Interesse für die große Gestalt dieses hochbetagten Kardinals hervorgerufen, der gleichzeitig in vieler Hinsicht jung geblieben ist. Aber nicht wenige Reaktionen auf seinen Tod haben jeweils nur den Aspekt in den Vordergrund gerückt, der ihnen am ehesten entgegenkam, ohne sich um ein Gesamtbild dieses vielfältigen und an Widersprüchen reichen Lebens zu bemühen.

„Progressive“ ignorierten in ihren Stellungnahmen die vielfach recht konformistische Haltung des Erzbischofs nach 1973, während „Gemäßigte“ es vorzogen, den Suenens der unmittelbaren Nachkonzilszeit mit Schweigen zu übergehen, den internationalen Bannerträger des innerkirchlichen Protests in einer ausgesprochenen Krisensituation: Man denke in diesem Zusammenhang nur an das dramatisch verlaufene Symposium von Chur im September 1969 oder die schwierige Vollversammlung der Bischofssynode vom Herbst 1971. Wie dem auch sei: Es ist kaum möglich, auf wenigen Seiten ein mehr oder weniger getreues Bild dieses Lebens zu zeichnen, das im buchstäblichen Sinn unser ganzes Jahrhundert umfaßte.

Zunächst ist festzuhalten, daß Suenens schon vor dem Konzil erfolgreich auf der internationalen kirchlichen Bühne

agierte. Seit seiner Mitarbeit in der „Legion Mariens“, vor allem von 1948/50 an, war es ihm ein Anliegen, die französischen Bischöfe dafür zu gewinnen, diese in Irland entstandene Bewegung aufzunehmen. Bis dahin war man im französischen Katholizismus, die Versammlung der französischen Kardinäle und Erzbischöfe eingeschlossen, der „Legion Mariens“ gegenüber ausgesprochen feindlich gesinnt. Mit einigem Erstaunen konnte man dann einige Jahre später registrieren, wie Suenens als junger und noch unbekannter Weihbischof in Mechelen direkten Zugang zu Pius XII. erhielt und diesen davon überzeugen konnte, in seine Eröffnungsrede für den Weltkongreß des Laienapostolats in Rom im Oktober 1957 einen Vorschlag aufzunehmen, der darauf abzielte, das de-facto-Monopol der Katholischen Aktion aufzubrechen und auch anderen Bewegungen eine ungehinderte Entfaltung zu ermöglichen. Dieser Vorschlag schlug seinerzeit wie eine Bombe ein, deren Auswirkungen noch sieben Jahre später in der Konzilsaula zu spüren waren.

Schon im Dezember 1961, wenige Wochen nach seiner Ernennung zum Erzbischof von Mechelen-Brüssel, fand Suenens die Aufmerksamkeit Johannes' XXIII., als er seinen ersten Hirtenbrief einer dynamischen Vision des Bischofsamtes widmete. Der darauf folgende Fastenhirtenbrief war eine für die damalige Zeit ausgesprochen originelle Besinnung auf die besondere Bedeutung des vom Papst einberufenen Konzils. Johannes XXIII. war sofort von den Vorstel-